Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 14 (1936-1937)

Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIV. Jahrgang, Heft 10 – März 1937
Preis der Einzelnummer Fr. –.50 Jahresabonnement Fr. 5.–

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

Der Begeisterung anderer mit Kritik zu begegnen, sei falsch, hat unlängst einer der hervorragendsten Bankpolitiker in einem Vortrag gesagt. Man müsse auch mit Begeisterung erwidern.

Der vortreffliche Mann hat an jenem Abend noch manches Treffliche gesagt. Diesen Satz aber habe ich unterstrichen, weil er mir ganz aus dem Herzen sprach. Wie manchem Menschen, wie mancher Idee oder Politik stünde es besser an, statt die gegenteilige Ansicht oder Persönlichkeit in den Schmutz zu ziehen, die eigene mit Begeisterung zu vertreten!

*

Ende der zwanziger Jahre kam sie mächtig auf. Sie eroberte sich die Herzen der Jeunesse dorée aller Kulturstaaten und -städtchen im Nu; denn sie war angelsächsischer Herkunft. Es haftete ihr etwas von einem gefährlichen Fieber an, von einer Vergnügungsseuche. Oftmals brachte sie dem naiven Besucher auch Überraschungen mit, und darum nannte man sie treffend: surprise-party. Die Überraschung bestand aber in ihrem wesentlichen Merkmal darin, daß sich ein paar junge Leute beiderlei Geschlechts mit den Spirituosen ihrer Väter und dem eigenen Durst zusammentaten und einen guten Freund oder eine noch bessere Freundin zu nächtlicher Stunde heimsuchten, um ein bacchantisches Fest von Stapel laufen zu lassen. Das war die Surprise, die zum mindesten bei den also Überfallenen mit Sicherheit vorhanden war. — Man trank Kornschnaps aus Schottland und benahm sich überhaupt sehr englisch, auch in andern Dingen. Statt „prosit!" sagte man gähnend „cheerio!", und wer nicht Englisch konnte — aber wer konnte schon nicht Englisch! —, behielt die Pfeife im Mund und sagte nichts oder

das Wenige mit breitem Akzent. Die Herren hießen durchwegs Johnny, Charly und Jack, und die Damen waren ganz Dame. Gegen den Morgen hin sparte man am Elektrischen...

Heute ist die surprise-party etwas passé; die Papas können nicht mehr so freigebig sein und auch die Damen nicht; denn es muß allerorten gespart werden bei den Zeiten.

*

Wenn es auch unglaublich klingt, so ist es leider doch eine bittere Wahrheit, daß es heute noch Länder gibt, in denen Menschen verhungern müssen. Ich frag Euch: Versteht Ihr, was das heißt, — ver-hungern!

In der Schweiz und Umgebung findet man eine Erhöhung des Diskontsatzes von 2 auf 3 % „untragbar", und gewisse Lumpen lästern über unser tägliches Brot.

*

Eine kluge Frau sagte einst zu Schnitzler: „Die Männer sind sich ohne weiteres klar darüber, was sie bei uns erreicht haben; aber was sie alles bei uns n i c h t erreicht haben, davon haben sie meistens keine Ahnung."

DER SALATHUND.

Eine kynologische Studie von Dr. phil. Eugenie Schwarzwald.

Immer wieder kommt man darauf: wir haben in der Schule nichts Nützliches gelernt. Wozu hatte ich es nötig, vom Tier Okapi zu lernen? Kein Mensch kann sich vorstellen, was für Unannehmlichkeiten mir daraus erwachsen sind. Als ich nämlich seinerzeit — es war an einem glutheißen Juninachmittag — in der Naturgeschichte nicht wußte, daß dieses Tier, als ein zwiespältiger Charakter, halb Giraffe halb Antilope ist, sagte der Professor mit schneidendem Hohne: „Wenn Sie sich nicht einmal für das Okapi interessieren, wofür interessieren Sie sich denn überhaupt?" Ich war zerschmettert. Die Kolleginnen blickten mitleidsvoll auf mich. Als ich dann am Schlusse des Examens nicht einmal wußte, daß das Okapi seinen Séjour im Kongo hat, mußte ich mich setzen. Kein Mensch kann wissen, warum „sich setzen müssen" eine Schande ist. Aber die Schule hat eben ihren eigenen Ehrenkodex.

Nie werde ich das Okapi vergessen. Und doch gibt es nachweislich von dieser Tierspezies nur sehr wenige Exemplare. Dagegen habe ich in meiner ganzen Schulzeit nie auch nur ein einziges Wort vom Salathund gehört, obgleich von diesem Tier die Welt ganz voll ist.

Der kommune Salathund (canis lactucarius communis) ist ein Hund, der, wenn man ihm eine Schüssel voll Salat hinsetzt, diese

Speise zwar mit äußerstem Widerwillen betrachtet, da ihm seiner Natur nach Salat nicht nur nicht begehrenswert erscheint, sondern geradezu widerstrebt, sich aber gierig auf die verachtete Speise stürzt, wenn sich ein anderes Lebewesen der Schüssel nähert.

Dieser Trieb darf keineswegs mit Neid oder Mißgunst verwechselt werden, da diese ja einen Sinn haben. Wenn die zweite Primadonna wünscht, die erste bekäme einen ganz, ganz kleinen Rachenkatarrh, damit endlich sie drankommt, den Fidelio zu singen, so ist das ekelhaft, aber begreiflich. Der Salathund aber ist ganz uneigennützig, wenigstens kann kein Vernunftbegabter die Gründe seiner Handlungsweise erkennen. Er handelt ohne Konsequenz, ohne Logik, und das macht ihn so interessant und so mysteriös.

Das beste Beispiel für den gemeinen Salathund ist die Frau, die sich weigert, sich scheiden zu lassen. Nehmen wir an, ihr Gatte sei ihr zuwider. Die Art, wie er sich die Zähne putzt, macht sie nervös, Zigarrenrauch kann sie nicht vertragen, und wenn er lacht, ist ihr zumute, als ob jemand auf Glas kratzte. Aber sie hält treulich bei ihm aus, weil sie weiß, daß irgendwo eine Frau lebt, für die er Christus, Antinoos und Sokrates in einer Person ist. Salathundedamen ziehen es eben vor, den Gatten bei sich tot als bei einer andern glücklich zu sehen.

Aber auch das Verhalten des Alters gegen die Jugend ist manchmal nicht ganz frei vom Salathündischen. Wozu braucht der alte Mensch den Tanzabend, die Skipartie, die Wanderung durch eine Junimondnacht? Aber er legt wenigstens der Jugend Schwierigkeiten in den Weg: sie soll nichts genießen, wozu dem Alter die Zähne fehlen.

Komisch wirkt es, wenn ein menschlicher Salathund Dinge begehrenswert findet, die er selbst nicht zu schlucken vermöchte. Ein Literat sagte letzthin, und ein gelber Strahl des Neides blitzte dabei aus seinen Augen: „Ja, der Thomas Mann hat es leicht, ein schönes Buch nach dem andern zu schreiben, wenn er das ganze Jahr fern von der Welt, in Küsnacht, lebt". Als ob dieser Stadtherr um Thomas Manns ganzen Ruhm es über sich bringen könnte, auch nur einen Wintertag ohne Wiener Kaffeehaus zu existieren!

Es gibt übrigens ganze Berufsklassen, in denen der Salathund häufiger vorkommt als in anderen. Da sind etwa die Bibliothekare, die Zehntausende von Büchern in Regalen stehen haben, die sie

PARIS Studenten finden Aufnahme in französische Familie. Aller Komfort. 10 Minuten von der Sorbonne. Pension ab frs. 1100.—. Anfragen an
Mlle. HURTREL, 10 rue Vavin, PARIS VIe

weder lesen können noch wollen und die sie doch mit allen Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, ihrer Bestimmung, benutzt zu werden, entziehen, indem sie behaupten, die Bücher wären beim Buchbinder, sie wären außer Haus, ja unauffindbar. Hierher gehört auch der Papyrussammler, der die Papyri weder selber herausgeben will noch kann, und doch jeden Gelehrten wegekelt, der sich ihnen auf Reichweite nähert. Über den Schauspieler, der eine ihm widerwärtige Rolle zähneknirschend spielt, damit sie sein Kollege nicht bekommt, existiert eine ganze Literatur.

Daß die Menschen einander bei Lebzeiten auch das vorenthalten, was sie selber nicht brauchen können, ist sicher. Aber der Salathund ist unsterblich, und so pflanzt er seine Wirksamkeit noch auf dem Grabe auf. Häufig entspringt das Testament, welches das Vermögen dem Staate oder einer ähnlichen abstrakten Einrichtung vermacht, nicht so sehr edlem Gemeinschaftssinn als salathündischen Trieben gegen Kinder, Verwandte und Freunde. Bis jetzt hat man immer angenommen, daß die Sitte, Schätze ins Grab mitzunehmen oder seine Diener, Lieblingstiere und Lieblingsfrauen mit sich verbrennen zu lassen, auf Aberglauben beruhe. Es wird notwendig sein, Untersuchungen anzustellen, ob nicht auch hier salathündische Gefühle mitspielen. Diese Forschungen werden sich auch aufs Merkantile erstrecken müssen. Wenn in Brasilien Kaffeeberge, wenn in Griechenland ganze Korinthenernten ins Meer versenkt werden, so hat das scheinbar rein geschäftliche Gründe. Mag sein. Aber, daß die Leute das zu tun vermögen, beweist, daß sie Salathunde sind.

Wenn man näher hinsieht, gehören alle militanten Völker zur Gruppe der Salathunde. Denn da es in modernen Kriegen keine Sieger gibt, heißt Krieg führen, wie letzthin in diesem Blatte richtig ausgeführt wurde, nichts anderes als „den Hungertod beschleunigen; Freund und Feind vernichten". Wer ein Land eroberte, um es zu genießen, würde sich sicher nicht beliebt machen, aber man würde ihn wenigstens verstehen. Wer aber ein Land zwecklos zerstört, dessen Name bleibt ins Gedächtnis der Völker für ewige Zeiten eingebrannt, wie etwa der der Hunnen.

Aber die sind ja glücklicherweise schon tot. Über die Salathunde, die nicht mehr leben, brauchen wir uns keine Gedanken zu machen. Unsere gegenwärtig lebenden erwachsenen Mitsalathunde müssen wir versuchen zu ertragen, wie sie sind. Nur eines ist wichtig: daß uns keine neuen nachwachsen. Eltern, denen kleine Salathündchen erblühen, müssen rechtzeitig eingreifen und dafür Sorge tragen, daß diese Spezies allmählich noch seltener werde als das Okapi. Nun aber geschieht leider bisher das Gegenteil. Die Mutter, die ihrem einjährigen Säugling die Nahrung, die er ablehnt, begehrenswert zu machen versucht, indem sie sagt: „Iß den guten Brei, sonst ißt ihn die Mama", hat der Welt einen kleinen Salathund geschenkt.

IN DER GASSE ZUM FLIEGENDEN FISCH.

Als Bonifaz Schiltknecht nach der Immatrikulation die festliche Aula verließ, ticketackte sein Jungstudentenherz noch in freudiger Erregung. Ehrfurchtsvoll betrachtete er seine Hand, die würdig befunden ward, in die Rechte des Rektor Magnificus das Gelöbnis der Bravheit abzulegen. Bonifaz beschloß, das Weihegefühl von dieser Hand in den nächsten Tagen nicht abzuwaschen. In philosophisches Sinnieren versunken, verließ er die Universität und bog in das Doktor-Faust-Gäßchen ein. Die Geschichte Fausts hatte ihn während den langweiligen Deutschstunden nie interessiert, und er erinnerte sich nur noch an Gretchen und die Walpurgisnacht. Der Gedanke, welche der beiden Faust-Episoden er nun auf der Suche nach einem möblierten Zimmer erleben würde, beschäftigte ihn auf dem steil abfallenden Weg zum Niederdorf. Dort unten hoffte er den Kontakt mit dem warmen Leben zu finden; diesen als Akademiker stets zu suchen, war die Mahnung seines ehemaligen Zoologieprofessors in der tiefschürfenden, mit tränenumflorter Stimme gehaltenen Abschiedsrede an die scheidenden Maturi gewesen. Bonifaz Schiltknecht dachte, daß am ehesten ein Kontakt mit dem warmen Leben zu finden wäre, dort wo die Gassen am engsten, die Wohnungen am niedrigsten und die Zimmer am schmälsten sind. Nach langem, planlosen Herumschweifen fand er, daß die Gasse zum fliegenden Fisch am ehesten diesen Erfordernissen entsprechen würde. Die Häuser dieser Gasse schienen ihm wie zusammengequetscht, und aus den Fenstern der beiden Häuserreihen links und rechts der meterbreiten Straße mußte man wohl dem Nachbarn gegenüber in die Heimlichkeit seiner Stube und sonstigen Gemächer sehen. Das seltsame Emblem dieser Gasse, der fliegende Fisch, reizte Bonifaz' Phantasie zu bizarren Traumgebilden: Die Einwohner dieser Gasse würden wohl nicht genötigt sein, an den Strand der blauen Limmat zu gehen, um zu nachmitternächtlicher Stunde dem einheimischen Fischgetier zu „predigen", sondern der exotische Wasser- und Luftschiffer, das heißt der fliegende Fisch, würde auf dem Luftwege selbst vor die Predigerkanzel kommen, und wäre diese ein Fenster hoch oben im sechsten oder siebenten Stock. Für alle Fälle, ein sympathisches Tier, dieser fliegende Fisch!

Bonifaz Schiltknecht schritt die beiden Fronten der Häuser ab und betrachtete kritisch die Lockschilder: Möbliertes Zimmer zu vermieten. Bei einem sauberen Schild, dachte er, wird auch das Zimmer sauber sein, bei einem schmutzigen Schild das Zimmer schmutzig. Als er sich die Sache aber von innen besah, mußte er einsehen, daß Sauberkeit ein relativer Begriff ist. Beim scheuen Anklopfen an die erste Tür machte sein Herzmotor einige Touren zuviel, bei der dritten Tür fand Bonifaz bereits Gefallen am Budensuchen, bei der neunten aber drehte sich in seinem verwirrten Kopf ein

Karussell mit den ewig gleichen Gegenständen: Betten mit Hängebäuchen, knarrenden Wackeltischchen, Sesseln, welche die Beine wie widerspenstige Kälbchen spreizten, roten Plüschsofas, die durch allzu lebhafte Inanspruchnahme wechselnder Mieter Glatzen bekommen hatten, und Kleiderschränke, deren Lack überall Hitzblasen zeigte. Immer unbefangener sprach Bonifaz das Lüglein vom „Noch-nicht-entscheiden-Können" und „baldigen Berichten" aus. Geduldig hörte er sich die Gegenlüge an, die besagte, daß eine rasche Entscheidung dränge, weil noch zahlreiche andere Interessenten für das Zimmer vorhanden seien. In der zehnten Bude mietete sich Bonifaz Schiltknecht ein, nicht etwa, weil es ihm in diesem Raume ausnehmend behagte, sondern weil er zu erschöpft war, um weiter zu suchen. Mit einem Brief an die Eltern weihte er den Wackeltisch des neuen Heimes ein. Zum ersten Mal schrieb er stolz auf den Briefbogen: Zürich, den... Dann folgte der Bericht, daß er sich nach gründlicher Überlegung bei der ehrsamen Wittib Elsa Schulze-Näf eingemietet habe. Auch schilderte er den hehren Akt der Immatrikulation und zeichnete schließlich: Euer dankesschuldiger Sohn Fazi. Als Postskriptum gab er seine Adresse: Gasse zum fliegenden Fisch, 13, IV. links, bekannt.

Die erste große Enttäuschung in seinem neuen Leben erfuhr Bonifaz, als er sich am Abend zu Bette legte. Denn bei diesem Unternehmen sank die Lagerstatt in der Mitte ein, um später bei jeder Bewegung einem Schifferklavier gleich, länger oder kürzer zu werden. Dazu gab die fiktive Polsterung entsprechende Quietschtöne von sich. Auch auf der Gasse wollte der Lärm nicht verstummen, und gelegentlich schien es, als ob dem fliegenden Fisch „gepredigt" würde. Doch Bonifaz dachte, daß auch dies dazu gehöre, um den Kontakt mit dem warmen Leben zu finden, und er wollte nicht zimperlich sein. Aber die nächsten Tage brachten neuerliche Enttäuschungen. Zwar nicht in den Vorlesungen. In denen unterhielt er sich trefflich. Aber das „Privatleben" war kein Spaß. Als er bereits am dritten Abend die Bettlaken auf seiner Lagerstatt so zerknüllt und ungeordnet vorfand, wie er sie am Morgen verlassen hatte, und als er des öfteren ungebettet schlafen gehen mußte, da schien ihm, er sei bereits aus dem bürgerlichen Rahmen der Wohlgeordnetheit hinausgeworfen. Als in der nächsten Woche die Verwahrlosung seiner Schlafstätte noch häufiger wurde und seine Zimmervermieterin manchmal gar absonderlich nach Spirituosen roch und sogar ihre nächtliche Heimkunft gelegentlich mit lärmendem Poltern ankündigte, da wurde sich Bonifaz bewußt, daß ihn auf seiner Budensuche kein guter Stern geleitet hatte. Eines Tages erzählte ihm die Wittfrau Elsa Schulze-Näf mit Schluchzen, daß ihr hochseliger Gatte Wilhelm Schulze im Krieg als preußischer Soldat verschollen sei. Da ertappte sich Bonifaz bei dem Gedanken, daß er als Gemahl einer solchen Frau die Ver-

schollenheit einer Heimkehr auch vorgezogen hätte. Die tragische Größe seines eigenen Unglücks wurde ihm aber erst klar, als seine Hausherrin einmal zu nächtlicher Stunde eine Anzahl Zechkumpane mit sich heimbrachte. In den Räumen nebenan begann ein Gejohl und ein Gepolter, daß Bonifaz seine Bücher unwillig beiseite legte. In der Küche rumorte die Witwe Schulze, als ob sie den tollsten Hexentrank brauen würde, und ein Betrunkener plärrte: „Uns ist gar kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen." (Bekanntlich aus Faust.) Da wußte Bonifaz, daß sich hier eine faustische Szene abspielte. Mitternacht war längst vorbei, und der Lärm wurde immer ärger. Deshalb faßte Bonifaz Mut, tapfer riß er die Zimmertüre auf, um sich ein bißchen Ruhe zu erbitten. Doch im gleichen Augenblick wurde auch die gegenüberliegende Wohnungstür aufgestoßen, und zwei stramme Zürcher Bobbys traten ein. Das Erscheinen der Polizei verdoppelte den Lärm in der Bude. Elsa Schulze-Näf warf sich dem einen an den Hals, um ihn zu betören. Am Uniformrock des andern zählte ein Betrunkener die Knöpfe ab: „G'funde, g'stohle, g'kauft, g'funde, g'stohle ..." Die Polizisten notierten unerbittlich die Namen aller Anwesenden, und auch Bonifaz Schiltknecht wurde trotz seiner Beteuerungen, er gehöre nicht zur Gesellschaft, verzeichnet.

Mit eisigem Gleichmut bezahlte Bonifaz am übernächsten Tage die wegen Nachtlärms verhängte Polizeibuße. Dann trat er mutvoll vor seine Zimmerherrin hin und sagte, daß er die Miete seiner Bude kündige. Da surrten aber ihre Antworten wie Wespen aus einem aufgestöberten Nest an seinen Kopf: „Das lasse sie sich nicht bieten. Was ihre Bekannten denken würden, wenn ihr Mieter so rasch wieder auszöge. Ihr guter Ruf stehe auf dem Spiel. Bonifaz habe das Zimmer für ein Semester gemietet. Sie gebe seinen Koffer nicht heraus ..." So schimpfte sie lange weiter, und Bonifaz half kein Bitten. Sein Koffer blieb in den nächsten Tagen in seiner Zimmerherrin Estrich eingeschlossen. Da sann Bonifaz Schiltknecht auf Rache. Er begab sich in ein kleines Niederdorfhotel, das im Rufe stand, Wanzen zu beherbergen, und anerbot sich, eine schöne Anzahl dieser Tierchen lebendig zu kaufen. Bonifaz gab vor, ein arbeitsloser Schauspieler zu sein; mit den Wanzen gedenke er einen Zirkus oder eine Revue zu veranstalten; man könne es diesen rasch beibringen, im Takte des Hopsa-Schlagers die Beinchen zu schlenkern. Am nächsten Tage schon konnte er in einer alten Konservenbüchse 21 hungrige, ausgemergelte Exemplare in Empfang nehmen. Zu Hause betrat er heimlich die Kemenate seiner Zimmerherrin, und dann ließ er seine „Raubtierchen" frei. Eine Stunde später hatte Bonifaz alle Kameraden auf der Bude versammelt. Jedem gab er einen Teil seiner Siebensachen auf den Arm. Schwerbeladen verließen sie den Ort, an dem Bonifaz allzu stark mit dem warmen Leben in Kontakt geraten

war. In der neu gemieteten Bude droben im Zürcher Quartier latin hoffte er bessere Verhältnisse anzutreffen.

Trotz der ersten schlimmen Erfahrungen unterließ Bonifaz Schiltknecht nicht, sich auch weiterhin um diesen Kontakt zu bemühen. Darum beschloß er, möglichst bald die öffentlichen Gerichtssitzungen zu besuchen. Groß war sein Erstaunen, als er eines Tages beim Betreten des Gerichtssaales seine ehemalige Zimmerherrin, der gewerbsmäßigen Kuppelei beschuldigt, auf der Anklagebank sah. Bonifaz fand, daß diese in ihrer kreischenden Aufgeregtheit dem hehren Moment des Erlebnisses gegenüber nicht die nötige heroische Abgeklärtheit zeigte, und er schämte sich ihrer. An seine hochgeschätzten Eltern schrieb er in der Folge einen warmempfundenen Brief, in dem er von den Gefahren der Großstadt sprach. Auch seinem Zoologieprofessor erzählte er in den nächsten Ferien von dem Kontakt mit dem warmen Leben, den er zu finden bestrebt sei. Wie sich aber dieser Kontakt in der Gasse zum fliegenden Fisch ausgewirkt hatte, davon ließ er seinem Zoologieprofessor gegenüber nichts verlauten; denn dieser war ein alter Herr, der den Kontakt mit dem warmen Leben nur theoretisch gefunden hatte. **Bino Bühler,** jur.

HOCHSCHULEN UND STUDENTEN IN POLEN.

Die polnischen Hochschulen besitzen eine alte, glorreiche Vergangenheit, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht. Die erste polnische Universität wurde von König Kasimir dem Großen im Jahre 1364 zu Kraków gegründet. Später wurde sie zu Ehren der Jagiellonenkönige, die sie mit besonderem Schutz umgaben, die Jagiellonische genannt. Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß Nikolaus Kopernik ihr Zögling gewesen ist.

Im Jahre 1578 entstand zu Wilno die zweitälteste Universität Polens, die nach dem Weltkriege zu Ehren ihres Stifters, des Königs Stephan Batory, seinen Namen erhalten hat. Weiter wurde die Universität in Lwów im Jahre 1661 vom König Johann Kasimir erbaut. Die Warschauer Universität wurde erst im Jahre 1817 gegründet. Vor zwei Jahren hat man ihr den Namen des großen Marschalls von Polen Joseph Pilsudski gegeben.

Aus dieser kurzen, historischen Darstellung ersieht man leicht die große und fördernde Rolle der Polenkönige im höheren Lehrwesen.

Zur Zeit besitzt Polen 22 Hochschulen und zwar Universitäten in Warszawa, Kraków, Lwów, Poznan, Wilno, Lublin; Akademie für Bergbau und Hüttenwesen in Kraków; 2 Kunstakademien in Warszawa und Kraków; 1 Zahnärztliche Akademie in Warszawa; 2 Technische Hochschulen in Warszawa und Lwów; 4 Handelshochschulen in Warszawa, Lwów, Poznan, Kraków; 3 Hochschulen für Politische

Wissenschaften in Warszawa, Kraków, Wilno; Spezial-Lehranstalten wie zum Beispiel die Journalistische Hochschule, das Central-Institut für Körpererziehung, das Orientalische Institut, alle in Warszawa.

Von den 22 Hochschulen besitzen 18 volle akademische Rechte. Der Staat erhält von dieser Zahl 13 Lehranstalten, der Rest wird von Privatpersonen und Gesellschaften geführt.

Die nachfolgenden statistischen Angaben betreffend das Studentenleben in Polen mögen zur weiteren Vervollständigung vorliegender Notiz dienen. Die Angaben stammen aus dem akademischen Jahre 1935/36.

Es gab damals 49 100 Studenten und Studentinnen, wobei zirka 30 Prozent auf Frauen entfielen. Davon waren 32 000 an den Universitäten, 6000 auf den Technischen Hochschulen, 3000 auf Handelshochschulen inskribiert. Es gab zirka 10 000 Neuanmeldungen.

Zusammenarbeit polnischer Studenten mit dem Auslande.

Der Sinn für internationale Zusammenarbeit ist in Polen seit je sehr stark gewesen. Unsere Geschichte liefert davon die besten Beweise. Aufrichtige, echte Freundschaft liegt in der polnischen Natur. Die junge, polnische Generation folgt in dieser Hinsicht mit voller Überzeugung ihren Vätern. Auf dem Gebiete der Jugendbeziehungen mit dem Auslande betätigt sich der Polnisch-Akademische Verband für internationale Annäherung „Liga". Das inhaltsreiche Wirken dieses Verbandes erstreckt sich über alle Gebiete des akademischen Lebens. Als Repräsentant der polnischen Studenten nimmt die Liga lebhaften Anteil an allen internationalen Studentenkongressen und Tagungen. Sie führt auch einen Austausch von Studentenausflügen und Praktikanten mit dem Auslande durch. Diese so nützliche Tätigkeit erfordert einen entsprechenden organisatorischen Ausbau des Verbandes. Außer der Hauptverwaltung besitzt die Liga 6 Ortsgruppen, d. i. in allen Universitätsstädten Polens. Die Hauptverwaltung selbst ist in folgende Abteilungen eingeteilt: 1. Praktikantenabteilung, 2. Touristische Abteilung, 3. Pressedienst und Propagandaabteilung, 4. Abteilung für Internationale Organisationen, 5. Abteilung für Hochschulstudien im Auslande, 6. Sportabteilung. Ähnliche Organisationen besitzen auch die Ortsgruppen.

Zu den wichtigsten und zu gleicher Zeit schwierigsten Aufgaben der Liga zählt die alljährliche Durchführung des Praktikantenaustausches mit dem Auslande. Im vorigen Sommer zum Beispiel wurden insgesamt 605 Personen von diesem Austausche erfaßt. Davon waren 313 polnische Praktikanten, die ins Ausland fuhren, und dafür verbrachten 292 junge Ausländer ihre Sommerferien in Polen. Es sei an dieser Stelle bemerkt, daß die Praktikanten von ihrer Auslandspraxis sehr zufrieden in ihre Heimat zurückgekehrt sind.

Die Touristische Abteilung veranstaltete im Jahre 1936 Ausflüge nach Bulgarien, Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Italien, Jugoslavien, Österreich und Ungarn. Über 600 Studenten nahmen an diesen Ausflügen teil. In derselben Zeit besuchten Polen Studenten aus Ägypten (94 Personen), Belgien (47), Lettland (20), Frankreich, Deutschland, U.S.A. usw. Im Juli 1936 wurde in Troki, unweit von Wilno, ein Lager für ausländische Studenten abgehalten.

Die Presseabteilung ist in ständigen Beziehungen mit der Jugendpresse von 14 Staaten, wie England, Frankreich, Deutschland, Rumänien. Mit „Conquiste" (Italien) und „Romanul" (Rumänien) wurde ein lebhafter Artikelaustausch geführt.

Im Laufe des vorigen Jahres besuchten die Liga folgende leitende Persönlichkeiten aus den akademischen Kreisen des Auslandes: R. Plume, Präsident des CIE., John Gillissen, Generalsekretär des CIE., Szatmary Kiss, Auslandsleiter des Magyar Nemzeti, Posmurny, Präsident der II. Kommission des CIE., Ozolins, Sekretär des lettisch-polnischen Verbandes in Riga usw.

Die Abteilung für Hochschulstudien erteilte mehr als 650 mündliche und schriftliche Auskünfte betreffend die Studienbedingungen im Auslande. Außerdem organisierte diese Abteilung Studentengruppen, die Ferienkurse in England, Frankreich, Österreich und in Ungarn besuchten.

Polnische Kunstausstellung in Finnland.

In der zweiten Hälfte des Oktobers wurde eine vom Polnischen Akademischen Verbande für Internationale Annäherung „Liga" und vom Studentenverein der Freunde Polens in Finnland veranstaltete polnische Kunstausstellung in Helsinki eröffnet. Die junge polnische Kunst präsentiert sich mit 400 Ausstellungsgegenständen der Studenten an folgenden polnischen Schulen: an der Fakultät für Architektur der Technischen Hochschule, der Kunstakademie und der städtischen Kunstgewerbeschule, alle in Warszawa. Zur Ausstellung gelangten folgende künstlerische Objekte: Reklame und künstlerische Graphik, Bücher, Innenarchitektur, Bildhauerei, Keramik, Metallplastik und Theaterdekorationen.

Um die polnisch-finnländische Jugendbeziehungen durch persönliches, gegenseitiges Kennenlernen zu vertiefen, fuhr zur Eröffnungsfeier eine aus 12 Personen bestehende Delegation der Liga nach Helsinki.

Der große Erfolg der Ausstellung, wovon die dreiwöchige Verlängerung ihrer Dauer am besten zeugt, war eine angenehme Überraschung für die jungen Künstler.

Den Wert der ausgestellten Werke würdigte der Präsident der Kunstakademie Finnlands, Mantere, indem er die Ausstellung als

„interessanten Querschnitt der vorwiegenden Tendenzen der polnischen Plastik und ihres Reichtums" bezeichnete.

Eine sehr zuvorkommende fachmännische Besprechung der Ausstellung fanden wir auch in der Zeitschrift der Hochschulstudenten Finnlands „Suomen Heimo", wo der Verfasser des Aufsatzes „Über die polnische Kunst" meint, daß die polnische Graphik auf dem höchsten europäischen Niveau stehe, und daß die Innenarchitektur und die Dekorationskunst die allgemeine Bewunderung der Gastgeber geerntet habe. Um so angenehmer ist es, die Worte des Lobes zu lesen, da die Ausstellung ausschließlich unseren jungen, schaffenden Kunstgedanken darstellte.

Austausch der Ferienpraktikanten zwischen Polen und dem Auslande.

Der mühevollste — von der technisch organisatorischen Seite gesehen — aber der effektvollste, was das Resultat betrifft, ist der durch die Liga geführte Praktikantenaustausch. Abgesehen von dem rein beruflichen Nutzen, trägt dieser Austausch viel zur Anknüpfung freundschaftlicher Kontakte und zur Zusammenarbeit der Jugend verschiedener Länder bei.

Der vorjährige Praktikantenaustausch, vom Studentenverband „Liga" veranstaltet, belief sich auf die nicht geringe Zahl von 605 Personen. Nach dem Ausland fuhren 313 polnische Studenten, nach Polen indessen kamen 292 Ausländer.

Der Praktikantenaustausch fand in den zwei Ferienmonaten statt. Die polnischen Studenten fuhren nach Lettland, Estland, Finnland, Schweden, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Algerien, nach der Schweiz und der Tschechoslovakei, nach Österreich, Jugoslavien, Ungarn, Rumänien und nach Bulgarien.

Die meisten waren Studenten der Medizin (91 Personen), dann folgten 39 Handelshochschüler, 39 Ingenieure, 33 Elektriker, 25 Mechaniker, 13 Agrarier usw.

Auf der Grundlage der Gegenseitigkeit bewirtete Polen Studenten aus allen obengenannten Ländern, mit Ausnahme von Dänemark. Außerdem praktizierten in Polen Studenten aus Holland und Britisch-Indien.

Die Auslandstudenten, vom Verband Liga bewirtet, hatten am Ende ihres Aufenthaltes in Polen, dank der weitgehenden Bahnermäßigungen und der geringen Aufenthaltskosten Gelegenheit, das Land und sein heutiges Leben kennen zu lernen.

Die Mehrzahl der Praktikanten wurden bezahlt.

Klub der Auslandstudenten.

Im laufenden Schuljahre beginnt der im Jahre 1932/33 in Warszawa durch den Verband „Liga" gegründete und bis zur Gegenwart

mit ihm in engstem Zusammenhang verbleibende „Klub der Auslandstudenten" das fünfte Jahr seiner Tätigkeit.

Die Gründung des Klubs wurde als durchaus notwendig befunden, um den zahlreichen, in Warszawa studierenden Ausländern, im Rahmen der Organisation gehörige Hilfe und Schutz zu sichern. Die Initiative des Studentenverbandes „Liga" fand seitens der Auslandstudenten volles Verständnis, welches sich unter anderem in der großen Zahl der beitretenden Mitglieder äußerte. Der Klub zählt heute über 200 Mitglieder.

Was die Nationalität der Studenten anlangt, so befinden sich unter ihnen vorwiegend solche, in deren Heimat entsprechende Fachhochschulen fehlen. So gibt es zum Beispiel eine 30 Personen starke Bulgarengruppe, die die zahnärztliche Hochschule besucht. Bedeutend ist auch die Zahl der Esten an der Technischen Hochschule, der Jugoslaven in dem im Auslande schon rühmlich bekannten CIFW. (Zentral-Institut für Körpererziehung), dann der Finnen, Bulgaren und Jugoslaven, die die griechisch-orthodoxe Theologie studieren; der deutschen Stipendisten der Philologischen Fakultät usw.

Jeden Donnerstag finden die von den ausländischen Studenten stark besuchten Klubabende statt, in deren Rahmen Vorträge, Diskussionen, Tanzunterhaltungen usw. veranstaltet werden. Durch Organisierung billiger Ausflüge und Ferienlager wird den Ausländern die Möglichkeit geboten, Polen genau kennen zu lernen. Der Klub trägt Sorge dafür, für seine Mitglieder Erleichterungen und Ermäßigungen zu erwirken und steht ihnen immer mit Rat und Tat bei.

Außerdem bezieht sich die Tätigkeit des Studentenverbandes „Liga" auch auf andere Gebiete; es werden also verschiedene Formalitäten erledigt, um Ermäßigungen und Studienerleichterungen für die Ausländer zu erlangen.

Der ununterbrochene Verkehr der Auslandstudenten untereinander und mit den polnischen Studenten trägt viel dazu bei, das Ziel des Verbandes „Liga", welches die Annäherung und Herstellung freundschaftlicher Bande zwischen den Studenten verschiedener Nationen bestrebt, zu verwirklichen.

Ermäßigungen für ausländische Studenten in Polen.

Nach langen Bemühungen gelang es dem PAZZM. „Liga" in der Hauptverwaltung des polnischen Hotelbesitzerverbandes die beträchtliche Ermäßigung von 20 Prozent in Hotels und Gasthöfen der wichtigsten Städte Polens zu erwirken. Diese Ermäßigung wird nach Vorweisung des CIE-Ausweises erteilt.

Auf den polnischen Luftlinien „Lot" wurde den Besitzern des CIE-Ausweises eine 30prozentige Ermäßigung zuerkannt.

DIE STUDENTEN-KUNSTAUSSTELLUNG.

Wohl mancher wird sich ein sehr großes Fragezeichen gemacht haben, als er von dieser Ausstellung hörte. Was? Studenten — eine Kunstausstellung? Was hat der Student mit Kunst zu tun? — Aber die Tat hat bewiesen, daß die Idee doch nicht so ganz ausgefallen war; daß es nämlich neben den zwei üblichen Studententypen, dem klassischen Saufstudenten, der für künstlerische Betätigung sowieso nichts übrig hat, und dem Arbeitsstudenten, der sich in seinen Büchern und seiner Arbeit verliert und dem die leider doch notwendigen Eß- und Schlafenszeiten einen lästigen Zeitverlust bedeuten, noch einen dritten gibt, einen solchen nämlich, der noch ein Privatleben hat, der eigene Interessen und Fähigkeiten besitzt, die mit dem Studium und Beruf direkt nichts zu tun haben. Einen Teil dieser Fähigkeiten, die meist im Dunkeln und Verborgenen bleiben und deshalb leicht übersehen werden, hat diese Ausstellung nun ans Tageslicht gebracht. Das Resultat war frappant. Niemand hätte geahnt, wie weit die künstlerisch-schöpferische Betätigung unserer Kommilitonen, nicht nur an der E.T.H., sondern auch in großem Maße an der Universität geht. Keine Technik, kein Material und kein Sujet ist dem Studenten zu schwer, als daß er sich nicht daran gewagt hätte. Von der feinen Zeichnung bis zum schweren Ölgemälde, von der zartesten Frühlingslandschaft bis zur grotesken Teufelsmaske ist so ziemlich alles vertreten, was man sich denken kann. Offen gestanden: Ich habe mit sehr niedrig geschraubten Erwartungen den Ausstellungssaal betreten. Aber schon beim Eingang wurde ich angenehm enttäuscht. Drei duftig zarte Landschaften in Aquarell sorgten gleich für die gründliche Aufgabe aller Vorurteile, und mit gespannter Erwartung schritt ich weiter. Auch die folgenden Federzeichnungen von südlichen Gestaden waren nicht minder reizvoll. Das erste, was jedem wohl in der zweiten Nische auffiel, waren zwei Aquarelle: „Der Vierwaldstättersee vom Stoos" und die „Sommerblumen", zwei geradezu impressionistische Bilder, die trotz der starken und keck angewandten Farben doch den Rahmen des feinen Kunstempfindens nicht überschritten und als innerliche Erfassung der Motive überrascht haben. Große Sicherheit in Bleistift- und Pinselstrich zeigen zweifellos auch die beiden großen Porträtskizzen in der nächsten Nische, sowie auch die beiden Landschaften desselben Verfassers. Daß der Student auch den Linolschnitt als künstlerisches Ausdrucksmittel auf eine hohe Stufe bringt, zeigten die grotesk treffenden Drucke im letzten Teil, worunter besonders „der Zeitungsmann" und „die Bauern" in Technik und Auffassung ein glänzender Beweis sind.

War bei diesen Verfassern eine gewisse Gleichmäßigkeit des Könnens, so wird wohl mancher bemerkt haben, daß auch sehr häufig

neben guten Arbeiten aus derselben Hand Durch- und Unterdurchschnittliches vorhanden war. Dies ist wohl hauptsächlich der unvollkommenen manuellen Übung zuzuschreiben; denn Geschmack und gutes Empfinden war auch in vielen zeichnerisch unvollkommenen Arbeiten zu spüren. In dieser Hinsicht glaube ich, daß diese Ausstellung auf einem viel höheren Niveau stand als manche jener juryfreien Kunstausstellungen, wo so viel technisch Vollkommenes, doch geistig Inhaltloses zu finden ist.

Aber nicht nur in der zweidimensionalen Kunst versucht sich der Student; er wagt sich sogar noch weiter und sucht auch die Skulptur in den Dienst seines Schöpfungsdranges zu stellen. Daß dies keine Vermessenheit ist, zeigten die ausgestellten Plastiken. Leider war unter den Bildhauern nur ein Vertreter, den zu übertreffen jedoch für einen Studenten wohl kein leichtes gewesen wäre. Die ausgestellten Porträtskulpturen gaben die Charakteristik der verschiedensten Typen, jungen und alten, treffend wieder, und auch das freiere Thema des „Knaben", der, wohl in einer Spielpause, etwas abseits seiner Kameraden steht, mit dem Ball in der Hand kindlich-heiter dem Spiel der anderen zusehend, ist durchaus überzeugend gelöst.

Es ist wohl besonders bemerkenswert, daß ein Großteil der ausgestellten Arbeiten, sowie auch diese Skulpturen, aus Kreisen der juristischen Fakultät stammten, denen man ein künstlerisches Empfinden zu Gunsten ihrer rationalen, klaren Denkweise und realen Logik kaum in dem Maße zugetraut hätte. Wir sehen also, daß diese zwei Welten sich ganz gut miteinander vertragen können. Daneben waren auch die Mediziner stark vertreten. Man kann wohl sagen, daß dieser Versuch einer Studenten-Kunstausstellung recht gut gelungen ist, und mancher wird wohl angeregt worden sein, bei einer späteren Ausstellung dieser Art auch daran teilzunehmen, und so ist zu hoffen, daß das nächste Mal diese Veranstaltung in noch größerem Rahmen durchgeführt werden könne, als es dieses Mal der Fall war.

Herbert Sattler, arch.

Eine hochfeine orientalische Zigarette:
„IZMIR"
fr. 0.70 per 20 St.

DIKTATUR UND KUNST.

Das diktatorische System und seine Stellung zur Kunst, seine Auswirkung in der Kunst, stellt heute ein Problem dar, welches noch nicht endgültig abgeklärt ist. Wenn ich zu einer Auseinandersetzung mit den Beziehungen eines extrem autoritären Staatssystems zur Kunstentwicklung komme, so geschieht dies in Hinblick auf das heutige Deutschland. Im dritten Reich ist man gegenwärtig bestrebt, eine der Politik entsprechende Lösung zu finden, und man hat die Richtlinien sozusagen endgültig festgelegt, in welchen eine deutsche Kunstentwicklung fortschreiten darf, ja muß. Als natürliche Folge der eingeschlagenen Politik hat Dr. Göbbels in seiner umstrittenen Rede über Schutz und Förderung der deutschen Kunst den Standpunkt der Regierung klargelegt. Er hat in konsequenter Weise sogar die Kunstkritik verboten und an ihre Stelle eine Kunstbetrachtung und Beschreibung gesetzt, die sich mit der Würdigung der vom Kultusministerium empfohlenen „Ware" identifiziert. Wenn man über diese Tatsache erstaunt ist, ja vielleicht unangenehm überrascht, so bedeutet dies nur, daß man der deutschen kulturpolitischen Entwicklung nicht gefolgt ist; denn diese bewegt sich seit der Machtergreifung durch Hitler in einer logischen, politisch wohl begründeten Bahn vorwärts. Damit ist aber ein Werturteil noch nicht gefällt. Sehr dankbar und eindrucksvoll gestaltet sich eine Betrachtung anhand der bildenden Künste. Mit der Tatsache, daß die herrschende Politik ein starkes Interesse an dem kulturellen Schaffen hat, ist gerade in der Malerei, die ja einen großen Wirkungsradius hat, eine Auswirkung nicht ausgeblieben. Zunächst machte sich eine gewisse Unsicherheit in der Darstellung bemerkbar, ein Suchen nach einer Lösung, die den Künstler befriedigt und dabei mit der eingeschlagenen Politik nicht bricht. Daß eine solche Lösung gar nicht möglich ist, wenn die künstlerische Schöpfung ein Niveau erreichen soll, geht schon daraus hervor, daß die künstlerische Intuition beschränkt ist und sich gar nicht voll entfalten kann. Die Hilflosigkeit der deutschen Kunstentwicklung kam aber nicht zum schöpferischen Ausdruck; bevor dies geschehen konnte, wurden die kämpferischen Elemente ausgeschieden und die Kunst in staatliche Bahnen gezwängt.

Mit der Notwendigkeit einer äußerst intensiven Propaganda, beschränkt sich die deutsche Politik — das gleiche ließe sich auch von andern diktatorischen Staaten, etwa Italien, sagen — nicht mehr auf die herkömmlichen Propagandamittel, nein, man greift auch in die Kunst ein, macht die Malerei zum Propagandamittel im politischen Sinn. Dabei ist diese Einwirkung oft nicht nur ideell, sie geht weiter und wirbt materiell, inhaltlich für das neue System. In der großen Linie der gegenwärtigen deutschen Kunstentwicklung, soweit davon zu reden ist, erkennt man eine hohle Würdigung der bestehenden Politik; denn was nicht würdigt, wird einfach ausgeschaltet. Mit die-

sem brutalen, vom deutschen Standpunkt konsequenten Vorgehen, wird nun auch die Möglichkeit geschaffen, die Kunstkritik zu unterbinden und auszuschalten. Es wäre ja völlig zwecklos, eine solche weiterhin bestehen zu lassen; denn sie darf die vom Staat geförderte Kunstart und Entwicklung doch nicht ablehnen, wenn diese Kunst kritisch gesehen auch unmöglich, hohl und leblos erscheint. Leblos und unorganisch, weil diese Art künstlerischen Schaffens nicht in der persönlichen Intuition des Künstlers selbst beruht, der seinerseits unter dem Einfluß der herrschenden politischen und ökonomischen Verhältnisse eine solche erhält. Die Ausschaltung des intuitiven Faktors läßt das Produkt hohl werden, da ihm seine ökonomische Bedingtheit abgeht, die es mit dem Leben verbindet und ihm den schöpferischen Charakter verleiht. Nun ergibt sich der Einwand, daß das herrschende deutsche System die umstrittene politische und seine Auswirkungen die ökonomische Basis für die künstlerische Tätigkeit bilden. Das wäre recht, wenn diese Politik in der Mentalität des Volkes gründen würde und nicht eine aufoktroyierte, eben eine diktatorische wäre. Die künstlerische Produktion wird nun vom Staate geleitet und bestimmt. Das nimmt dem schöpferischen Individuum den letzten persönlichen Rückhalt, es erstarrt, kann nicht mehr labil arbeiten. Doch gerade die Labilität, die verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten auf Grund der stetig wechselnden ökonomischen Verhältnisse hat, bedingt die Lebendigkeit im künstlerischen Schaffen. Die Zielsicherheit wird noch gesteigert durch die individuelle Veranlagung des Künstlers selbst.

Weil es nicht im Charakter des autoritären, diktatorischen Systems liegt, eine dynamische Vorwärtsentwicklung in kulturpolitischer Hinsicht zu fördern, ist die Erstarrung, die langweilige Schematisierung der bildenden Kunst nur eine natürliche Folge. Eine solche Staatshaltung würde zu monumentalen Darstellungen die Voraussetzung sein, wenn sie auf einem gesunden Fundament basieren würde. Aber eben auf einer solchen Grundlage bewegt sich scheinbar nur das Kultusministerium, nicht aber der schaffende Künstler, welcher im Prinzip gegen eine propagandistische, das Individualinteresse ablehnende Darstellung eingestellt ist. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn ein Künstler mit einem hohlen, nichtssagenden Werke vor die Öffentlichkeit tritt; nun gerade in dem „Vor-die-Öffentlichkeit-Treten", das zur Diskussion anreizt und eine Dynamik auslöst, liegt seine Aufgabe. Um diese Pflicht erfüllen zu können, muß der heutige deutsche Künstler auf Grund einer kulturpolitischen Verordnung seine Arbeit den Lebensinteressen der Nation unterordnen, das heißt, sie mit den Existenzinteressen der herrschenden Diktatur in Einklang bringen. Mit der Tatsache, daß der Künstler, unter der Voraussetzung, daß er nicht vor die Öffentlichkeit tritt, völlig frei arbeiten kann, wird der Schein der ungehemmten künstlerischen Entwicklungsmöglichkeit des

Individuums erweckt. Man bedenke jedoch, daß diese Bedingungen das wichtigste Element im Kunstschaffen eliminieren und so die Entwicklung in Frage stellen, ja verunmöglichen.

Ich komme zur Frage, ob die bildende Kunst überhaupt ein Propagandamittel sein kann. Dies muß man unbedingt bejahen. Kunst kann politische Propaganda leisten, ja eine starke Beeinflussungskraft in politischer Hinsicht liegt in ihrem Charakter. Denke man nur an Goya, um ein historisches Beispiel zu nennen, der sich in erbitterter, fast dramatischer Weise in seinen Radierungen und Gemälden gegen die Gewalttätigkeiten und Greuel der Franzosen richtet. Die unterdrückte, machtlose Wut des Spaniers spricht aus seinen Bildern und wirbt unmittelbar für den Kampf gegen die Eindringlinge, indem sie den Betrachter im Innersten aufwühlen. Fast nirgends spricht der politische Geist der Darstellung so deutlich und intensiv aus dem Kunstwerk wie bei Goya. Hier fühlt man die starke Verwurzelung und Verbundenheit mit dem spanischen Boden, die Konzentration der Mentalität eines Volkes im Künstler; denn hier ist die schöpferische Tätigkeit nicht unterbunden, nicht in bestimmte Bahnen gelenkt. In mehr oder weniger direkter Weise kommt die eigentlich unbeabsichtigte politisch-propagandistische Wirkung bei allen Meisterwerken der bildenden Kunst zum Ausdruck. Wie verkörpern die Bilder eines Franz Marc den rein revolutionären Kampfgeist, und wie beherrscht etwa Georg Grosz den Betrachter mit seinen kalt aufdeckenden Radierungen. Alle diese Künstler sind getrieben von ihrer innern Sendung, werden dank der politisch ökonomischen Verhältnisse zu diesen Darstellungen gezwungen, welche dadurch lebendig werden und Wegweiser für Massen verkörpern.

Mit dem Verbot jeglicher Kunstkritik und der Übernahme der Aufsicht durch den Staat, fällt die wegweisende Bedeutung des künstlerischen Schaffens in Deutschland dahin. Die schöpferische Darstellung, welche den Betrachter mental erfassen und begeistern soll, kann dies nicht mehr. Sie wird zur konstatierenden, würdigenden Arbeit, die ihrerseits eben auch nur des Konstatierens wert ist. Besser wäre, die Kunst zu verbieten als ihre Kritik; denn solche Kunst ohne Kritik ist schlimmer als keine Kunst! **Paul Erni.**

AD UN CONFEDERATO.

Odor di scuola. Cento fanciulli dentro un cortile che giocano e strillano.

Molte colonne sono attorno; colonne vecchie e sgretolate dal tempo ma che riescono, tutte assieme, a mantenere nella austerità cupa del silenzio la dignità grande del passato. Le ombre pesanti degli archi disegnano sul muro interno uno strano motivo di anime prone nella misteriosa adorazione dell'infinito.

E' il collegio vetusto ov'io ho studiato, ov'io ho vissuto, come collegiale i più bei sogni: quelli che nascono solo a tredici anni per morire presto, come le ombre prone la sera, al calar della notte.

Un caro professore, vecchio, come sono sempre quelli dei collegi, cammina lento dietro quelle colonne, sotto i portici bui e parla carezzandosi la lunga barba bianca, come trasognato, ai tre allievi appassionati per la materia: la storia.

Sole di febbraio: che splende obliquo ed incerto.

Ma la tepida carezza di questo sole debole e lontano basta alla natura del mio paese ed appaiono fiori e primule precoci dentro le conche riparate e verdeggianti. Anche al Ticinese, come alla sua natura basta un raggio di luce alla sua felicità; e nella sua miseria canta le canzoni più dolci e più melodiose; „tenta di sorridere" come la valletta infiorata — al poco sole...

Suono di campane. Nel meriggio estivo, sul pascolo in pendio le mucche chiare dei paesani brucano l'erbe montane.

Sono sdraiato sul prato ed odo, vicino, il ronzio operoso di mille insetti. Dalla terra bruciata salgono ininterrottamente ondate calde di arome alpine che invitano a dormire briaco di timo e di vaniglia. Guardo giù, nel piano la città — che dorme nel sole e l'argentea striscia del fiume che s'è fermato — nel sonno.

Il cielo alto, azzurrissimo, ristora e mi ricorda il mare immenso e lontano della città dei miei studi.

La Sicilia ha il suo mare, e Zurigo il suo lago. Ma il Ticino il suo cielo!

Autunno. E una collina.

Io la rivedo sempre, tutta infocata di colori, stanca per aver dato a lungo frutta ed uve ed ombre. Rivedo tutte quelle della Campagna Adorna, allegre di villaggi che sono covi di artisti innamorati e quelle che si bagnano nel Ceresio coi loro campanili esili, che paiono cipressi imbiancati.

Oggi ho scoperto la poesia in Leventina. Ma è una poesia nuova e differente, poderosa e seducente come una marcia militare.

Sono salito con la funicolare lungo il pendio della montagna selvaggia, fra i cembri, fino ad Altanca che è avvolta nel silenzio austero della valle.

Ovunque è un'atmosfera di cose grandi e sovrumane; le alpi, la immensa mole delle roccie di difficile accesso pare dimostrare la piccolezza degli uomini e delle loro opere.

Il cimitero di Altanca è sempre pulito; le ragazze lo „fanno" ogni domenica.

Nel nostro paese la pietà dei defunti non è forse sentita come dovere morale; essa è culto profondo che raggiunge in certi casi la bellezza del lirismo. Lirismo è lirica di tutto un popolo.

Al mio paese anche il naturalista è poeta e non potrebbe essere che così; poichè ovunque è armonia di linee, di colori, di suoni.

Ed ora, caro lettore, eccomi all'ultima mia riflessione, che, nelle mie prime intenzioni, avrebbe dovuto precedere.

Quello che ho raccontato sopra non è il diario di un viaggio nel Ticino. Io sono a Zurigo, in una volgarissima camera sulla collina dello Zürichberg. E' notte molto inoltrata. Sul mio tavolino tu potresti scorgere volumi di diritto penale ed una Allgemeine Staatslehre; codici e costituzioni. Fuori non rischiara con la sua luminosità d'argento, la luna „eterna gironzona", ma avvolge nel suo manto gelido, la nebbia penetrante ed umida.

Jeri un amico mi ha portato un libro ed oggi leggendo vi ho scoperto un'anima, grande; quella del mio paese, tutta e nelle sue manifestazioni più gentili e più vere. E' il primo volume dell'Antologia degli Scrittori della Svizzera Italiana.

Sono stato una notte a casa mia, pur essendo lontano ed ho compreso molto di più il Ticino e la sua gente.

Ho fatto sei riflessioni che sono sei ricordi leggendo alcuni brani e altre ancora ne avrei potuto fare, ma il tempo e la discrezione (era ora!) non me lo permettono più.

L'Antologia è stata una rivelazione per Motta: il più grande ed il più degno cittadino ticinese; è stata una rivelazione per me che sono il più piccolo e non ancora degno. Lo sarà anche per Te.

Da lungo tempo il Ticino offre la sua bellezza agli innamorati, il suo sole agli ammalati, il suo vino agli assetati.

Oggi, dopo cento anni di collaborazione, Ti apre e Ti presenta la sua anima.

Credimi: è ciò che ha di migliore. **goliardo.**

LIEBER HEINZ!

Du schreibst mir voller Stolz, Du seiest letzthin an Eurer Fakultätsversammlung in den Großen Studentenrat gewählt worden. Du habest zwar keine Ahnung, welcher Art dieses Amt sei, aber auf jeden Fall sei es irgendeine gehobene Stellung als Student. Schließlich brauchest Du ja nicht immer hinzugehen, wenn Dir der Betrieb nicht passe. Ich will Dir nun gern einige Auskünfte über die studentische Organisation und speziell über den oft geschmähten Großen Studentenrat geben. Vielleicht siehst Du nachher Deine neue Stellung mit etwas mehr Ernst und nicht bloß als einen guten Witz an.

Du wiegst Dich scheinbar im Glauben, Du seiest durch diese Wahl einem neuen Verein beigetreten. Das stimmt nicht. Jeder immatrikulierte Studierende ist Mitglied dieses Vereins, der sich „Stu-

dentenschaft der Universität Zürich" nennt. Als Vereinsbeitrag hast Du auch jedes Semester drei Franken entrichtet, wennschon Du keine Ahnung davon hattest; dieser Beitrag ist nämlich im Semestergeld bereits inbegriffen und wird vom Universitätskassier an die Studentenschaft weitergegeben. Pro Semester hat diese somit etwa 6000 Fr. zur Verfügung.

Diese erkleckliche Summe kommt aber wieder allen Studierenden zugute. Auch Du hast schon viele Male davon profitiert, ohne etwas davon zu wissen. Ich erinnere Dich nur an den Lesesaal im Stockargut und an die Studentenbibliothek, die Du ja eifrig benützest. Auch die Organisation des Hochschulsportes kostet Geld, sehr viel Geld sogar. Und denkst Du noch an jenes verregnete Sonafe auf der Au? Das durch den schwachen Besuch entstandene Defizit wurde von der Studentenschaft übernommen. Gleiches gilt für den Uniball und die sommerlichen Serenaden. Sodann erhältst Du ja völlig gratis den „Zürcher Student", der gewissermaßen unser Vereinsblatt darstellt. Auch die Arbeitsvermittlungsstelle, die Vergünstigungskommission, der Vortragsausschuß und die studentische Zentralstelle sind Institutionen, die von der Studentenschaft unterhalten und finanziert werden. Schließlich ist noch die Darlehenskasse zu erwähnen, die an bedürftige Studierende jedes Semester ansehnliche zinslose Darlehen gibt.

Du siehst, das Geld wird weder thesauriert, noch nutzlos verschleudert, sondern es kommt in dieser oder jener Form allen Studierenden wieder zugute. Um aber über die gerechte Verteilung dieser Gelder zu wachen, dafür ist eben der Große Studentenrat (GStR) da, dem Du jetzt angehörst. Zu Beginn jeden Semesters stellt er das verbindliche Budget auf, an das sich alle studentischen Funktionäre zu halten haben. Am Schlusse des Semesters kontrollieren vom GStR. eingesetzte Revisoren alle Rechnungen der verschiedenen Kommissionen und Ämter, und erst wenn alles für richtig befunden ist, erteilt wiederum der GStR. den Kommilitonen, die für die Gesamtheit gehandelt haben, Décharge. Das ist gewiß eine wichtige Aufgabe, die es verdient, ernst genommen zu werden.

Aber mit dem Geld allein ist es nicht getan. Die Durchführung der Aufgaben, die ich Dir aufgezählt habe, benötigt vor allem tüchtige Arbeitskräfte. Von den vielen Kommilitonen, die sich aus Interesse an der Arbeit für das Gemeinwohl völlig ehrenamtlich zur Verfügung stellen, die tüchtigsten zu erwählen, das ist die zweite Aufgabe des GStR. Oft gilt es auch, Umschau nach geeigneten Kräften zu halten, wenn für einen der vielen Posten ein geeigneter Kandidat fehlt. Diese Wahlsitzung des GStR. findet immer kurz vor Semesterschluß statt; so haben die neugewählten Funktionäre Gelegenheit, sich über die Ferien in ihr Amt einzuarbeiten und die Semesterarbeit mit Elan in Angriff zu nehmen. Daß aber von der ernsthaften Durch-

führung dieser Wahlen für das kommende Semester viel oder gar alles abhängt, brauche ich Dir nicht weiter zu erläutern. Wenn der Betrieb irgendwo nicht klappen sollte, so fällt die Schuld meistens dem GStR. selber zu, der die betreffende Stelle mit einem unfähigen Bewerber besetzt hat. Es liegt also absolut kein Grund vor, das Wahlgeschäft von der leichten Seite zu nehmen oder gar sich darüber lustig zu machen. Je verantwortungsbewußter sich der GStR. an die allerdings etwas langweilige Aufgabe macht, desto besser werden sich im nächsten Semester die Geschäfte abwickeln.

Neben diesen zwei großen Aufgaben hat der GStR. noch über alle weiteren Anträge Beschluß zu fassen, die ihm in Wahrung der Interessen der Gesamtstudentenschaft vorgelegt werden. Er ist das oberste Aufsichtsorgan über alle studentischen Einrichtungen. Jeder Student hat das Recht, mit Petitionen und Beschwerden an ihn zu gelangen.

Euer Fakultätspräsident hat es wohl unterlassen, Euch vor der Wahl über diese Verhältnisse aufzuklären. Er wird Euch auch nicht gesagt haben, wie sich der ganze Rat zusammensetzt. Der GStR. soll eine getreue Vertretung aller in der Studentenschaft vertretenen Strömungen und Richtungen sein. Die Wahl erfolgt fakultätsweise in den Fakultätsversammlungen, zu denen jeder Studierende der betreffenden Fakultät Zutritt hat. Auf je 50 Studierende trifft es einen Vertreter im GStR.; so hat zum Beispiel Eure Fakultät mit 673 Studenten Anrecht auf 13 Sitze. Der ganze GStR. zählt etwa 45 Mitglieder.

Jedes dieser Mitglieder sollte sich aber bewußt sein, daß es die Vertretung von 50 Kommilitonen übernommen hat. Auch Du hast somit die ziemlich ernste Pflicht, diese Vertretung so auszuüben, daß Deine Kameraden, die Dir ihr Vertrauen geschenkt haben, mit Dir zufrieden sein dürfen. Die geringe Beanspruchung von 4 Sitzungen pro Semester darf Dir nicht zu groß sein. Du mußt schon einmal auf einen Deiner Stammabende verzichten, wenn Dich die Sitzungseinladung ins Studentenheim ruft. Und Du hast weiter die Pflicht, Dich mit den vorgelegten Anträgen genau zu befassen und Deine Stimme nach bestem Gewissen abzugeben. Sonst ist es gescheiter, Du verzichtest gleich jetzt auf Dein Mandat und überläßt es einem Kommilitonen, der sich der Pflichten und der Verantwortung bewußt ist, die es mit sich bringt.

Die Wahl in den GStR. hat aber noch eine zweite Bedeutung. Neben den Aufgaben der Gesamtstudentenschaft, von denen ich Dir gesprochen habe (Lesesaal, Darlehenskasse usw.) und die dem GStR. oder den einzelnen Kommissionen zugewiesen sind, ergeben sich eine ganze Reihe von Bedürfnissen der einzelnen Fakultäten. So kann die Durchführung von Fakultätsanlässen (Vorklinikerball, Juretoec), ferner Studienreisen und ähnliches natürlich nicht von der Gesamtstu-

dentenschaft an die Hand genommen werden. Zur Durchführung dieser Sonderaufgaben besteht nun eine eigene Fakultätsorganisation, der Fakultätsausschuß. Jede Fakultät hat einen solchen Ausschuß; die medizinische Fakultät hat sich sogar unterteilt in Vorkliniker, Kliniker, Zahnärzte und Veterinäre mit je einem eigenen Fakultätsausschuß. Mitglieder dieser Fakultätsausschüsse sind nun aber alle diejenigen, die von der betreffenden Fakultät in den GStR. gewählt wurden. Umgekehrt ausgedrückt, bildet die Gesamtheit aller Fakultätsausschüsse den GStR. Es ist also nur eine einmalige Wahl, aber gleich in beide Ämter, erforderlich. Auch Du bist sowohl Mitglied des Fakultätsausschusses Deiner Fakultät als auch des GStR. Auch diese zweite Aufgabe gilt es, mit Ernst an die Hand zu nehmen, ist sie doch für die Studenten, die Dir bei Deiner Wahl die Stimme gegeben haben, ebenso wichtig.

So, nun kennst Du Dich schon etwas aus in unserm vielgestaltigen Verein. Wenn Du noch mehr wissen willst, gebe ich Dir gern weitere Auskünfte. Ich empfehle Dir auch, im Sekretariat der Studentenschaft (im Stockargut, gleich neben dem Lesesaal) einen Semesterbericht der Studentenschaft zu verlangen. Aus ihm ersiehst Du, welche Unmenge von Zeit und Arbeit alle Kommilitonen, die in der Organisation mitarbeiten, opfern müssen, damit die Gesamtstudentenschaft gedeiht und ihre vielfältigen Aufgaben erfüllen kann. Dann wirst Du auch einsehen, daß die Dir anvertraute Vertretung im GStR. und im Fakultätsausschuß kein guter oder schlechter Witz ist, sondern Verantwortungsbewußtsein und ernste Pflichtauffassung verlangt.

Es grüßt Dich herzlich Dein **Walter Boesch.**

DER SEMINARÄLTESTE.

Wie wird man eigentlich Seminarältester?

Das ist gar nicht so kompliziert. Es gehört die nötige Freude dazu, und dann erfolgt die Ernennung durch den Seminarvorsteher auf Vorschlag des abtretenden Seminarältesten. Aha, also Vetterliwirtschaft!

Nein, diese Feststellung trifft nicht ins Schwarze. Es gibt nämlich gar nicht so viele, die sich für dieses Amt zur Verfügung stellen; denn es bringt nicht nur ziemlich viel Arbeit mit sich, sondern der Seminarälteste ist obendrein auch noch ein Blümchen, das ganz im Verborgenen blühen muß (und darf). Schon die Ernennung geht sang- und klanglos vorüber, ganz anders als bei den Studentenräten, wo große Wahlen stattfinden (die wenn möglich übungshalber wiederholt werden müssen) und deren Resultate nachher am schwarzen (unterdessen grau gewordenen) Brett prangen, gleichsam als

„Popularitätsbarometer". Auch keine Auszeichnungen erhält der Seminarälteste, nicht einmal ein Sternlein im amtlichen Verzeichnis der Dozenten und Studierenden.

Und was hat der Seminarälteste zu tun?

Verzichten wir auf eine erschöpfende Darstellung. Ein paar Beispiele mögen genügen: Der Seminarälteste versorgt jene Bücher, welche die Benützer auf den Bänken haben liegen lassen in der Absicht, bald wieder zu erscheinen, aber dann ausgeblieben sind, weil „Ütliberg hell" oder weil die Uni-Bar am Weg zum Seminar lag. Er schaut und hört zu, wie ein Seminarbenützer (oder eine -in) einen Apfel oder den Rest eines Nußgipfels vertilgt, in krassem Widerspruch zu jener Erkenntnis der alten Römer, die lautet: plenus venter non studet libenter. Und weiter ist er Zeuge von leise sein wollenden Unterhaltungen, oft sogar von Süßholz-Geraspel (und daneben gibt sich die Stadt alle Mühe, ihre Parkanlagen in Ordnung zu halten).

Der Seminarälteste löscht das Licht aus. Jenes Licht nämlich, das unnötigerweise bis in den Nachmittag hinein brennt, während der Staat jetzt doch auch sparen muß.

Und er ist Auskunftsbeamter: er kennt alle möglichen und unmöglichen Abkürzungen, er weiß, wer die fehlenden Bücher gestohlen hat und ob diese nun in der Zentralbibliothek erhältlich sind, kurz, der Seminarälteste weiß prinzipiell alles.

Schließlich noch eine bittere Pflicht: er zählt am Ende des Semesters die Bücher, die nicht mehr da sind. Und Ihr, die daran schuld seid, seid so gut und stellt sie ebenso heimlich wieder dorthin zurück, wo Ihr sie genommen habt! Und zum Schluß: Woher auch dieser Name „Seminarältester"? Etwa daher, weil er am Ende seiner Amtsdauer im Dienst ergraut ist? **Peter Wespi**, iur.

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Die Eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Als Architekt:

Bujard, Aléxandre, von Lutry und Forel (Waadt).
Fried, Wilhelm, von Lemberg (Polen).
Halter, Werner, von Frauenfeld (Thurgau).
Laudien, Paul Richard, von Breslau (Deutschland).
Merkel, Ueli Josef, von Zürich.
Risch, Gaudenz, von Chur (Graubünden).
Weidlinger, Paul, von Budapest (Ungarn).
Wildbolz, Ulrich, von Bern.

Als Bauingenieur:

Amstutz, Ernst, von Engelberg (Obwalden).
Blumenthal, Ernst, von Fulda (Deutschland).
Bonifazi, Guido, von Lavin (Graubünden).
Bonzanigo, Armando, von Bellinzona (Tessin).
Casasopra, Second, von Gentilino (Tessin).
Conrad, Robert, von Nods (Bern).
Echeverria, Vicente, von Santiago de Chile.
Erismann, Hans, von Zürich.
Fischer, Raoul, von Italien.
Frank, Jürg, von St. Gallen.
Fricker, Rudolf, von Basel.
Giovanola, Marc, von Monthey (Wallis).
Hanimann, Josef, von Mörschwil (St. Gallen).
Hutter, Alfons, von Diepoldsau (St. Gallen).
Jaccard, Paul, von Ste. Croix (Waadt) und Le Locle (Neuenburg).
Lack, Isidor, von Basel.
Lardy, Pierre, von Neuenburg.
Lebel, Jean Louis, von Paris (Frankreich).
Meier, Hans, von Glattfelden (Zürich).
Merki, Walter, von Steinmaur (Zürich).
Nabold, Anton, von Zürich.
Nelemans, Franz Adolf, von Nijmegen (Holland).
Nydegger, Hans, von Wahlern (Bern).
Rothschuh, Bruno, von Hamburg (Deutschland).
Spengler, Friedrich, von Aarau (Aargau).
Steiner, Hans, von Bern und Dürrenäsch (Aargau).
Türcke, John, von Zürich.
Wildberger, Alex, von Neunkirch (Schaffhausen).
Ziegler, Werner, von St. Gallen.
Zimmerli, Edwin, von Vordemwald (Aargau).

Als Maschineningenieur:

Amsler, Rolf, von Schaffhausen.
Bernasconi, Felix, von Chiasso (Tessin).
Bleuler, Ernst, von Zollikon (Zürich).
Block, René, von England.
Brunner, Robert, von St. Gallen.
Burnaby Lautier, Emile Jacques, von Holland.
Bussmann, Walter, von Zürich.
Butz, Max, von Zürich.
Dros, Albert August, von Amersfoort (Holland).
Duprée, Max, von Nijmegen (Holland).
Fahmy, Georges, von Cairo (Aegypten).

Fehr, Hans, von Basel und Berg a. I. (Zürich).
Feiss, René, von Alt-St. Johann (St. Gallen).
Hennie-Roed, Haakon, von Oslo (Norwegen).
Kalitinsky, André, geboren in Moskau (Rußland).
Keldany, Rezkallah, Albert, von Cairo (Aegypten)
Key, Mac, von Norrahammar (Schweden).
Müller, Robert, von Linn (Aargau).
Nicolet, René, von La Sagne und Les Ponts de Martel (Neuenburg).
Oberhänsli, Rudolf, von Engwilen (Thurgau).
Oetiker, Guido, von Männedorf (Zürich).
Onsager, Knut, von Oslo (Norwegen).
Pfenninger, Werner, von Winterthur (Zürich).
Profos, Paul, von Matzendorf (Solothurn).
Reschowsky, Alexander J., von Genf.
Riegger, Alfred, von Rottweil (Deutschland).
Saëdi, Hossein, von Hamadan (Iran).
Schenker, Walter, von Solothurn.
Séquin, Carl, von Thun (Bern).
Steichen, Germain, von Merl (Luxemburg).
Steinweg, Francesco, von Crisignano di Zocco (Italien).
Tanner, Richard, von Bargen (Schaffhausen).
Valyi, André, von Levice (Tschechoslovakei).
Würth, Walter, von Lichtensteig (St. Gallen).

Als Elektroingenieur:

Alkalay, Isidor, von Brcko (Jugoslavien).
Bösch, Walter, von Winterthur (Zürich).
Brunner, Alfred, von Winterthur (Zürich).
Büttikofer, Urs Viktor, von Solothurn und Kernenried (Bern).
Ernst, Heinrich, von Zürich.
Fischer, Hans, von Meisterschwanden (Aargau).
Gerber, Alfred, von Langnau (Bern).
Katz, Theodor, von Berlin (Deutschland).
Keel, Carl, von Basel.
Kogen, Gregor, von Ventspils (Lettland).
Kohler, Alfred, von Wynau (Bern).
Kurth, Fritz, von Rütschelen (Bern).
Lauchenauer, Max, von Neukirch (Thurgau).
Meierhofer, Walter, von Glattfelden (Zürich).
Perrenoud, René, von La Sagne und Les Ponts-de-Martel (Neuenburg).
Popert, Friedrich, von Zürich.
Schneider, Charles, von Bern.
Sepaha-Donbolli, Hossei-Ali, von Teheran (Iran).
Stauffer, Karl, von Homberg (Bern).
Strässler, Kurt, von Winterthur (Zürich).

Troller, Paul, von Starrkirch (Solothurn).
Voltan, Bruno, von Strà (Italien).
Weber, Max, von Wallisellen (Zürich).
von Wild, Rudolf, von Bern.
Zimmerlin, Hans, von Aarau (Aargau).

Als Ingenieur-Chemiker.

Bloch, Ernst, von Balsthal (Solothurn).
Chrétien, Paul, von Soulce (Bern) und Liestal (Baselland).
Gasinski, Marjan, von Piotrków (Polen).
Gätzi, Karl, von Zürich.
Gautier, Alec, von Genf.
Hulshoff, Gerard Adam, von Borne (Holland).
Janczewski, Eduard, von Warschau (Polen).
Kende, Ladislaus, von Budapest (Ungarn).
Larsen, Ole Aanderud, von Sandefjord (Norwegen).
Mohr Oevergaard, Arne, von Norwegen.
Müller, Hans, von Zürich.
Obrecht, Max, von Wangenried (Bern).
Overweg, Johan Willem, von Hengelo (o) (Holland).
Reichmann, Bruno, von Zürich.
Vogt, Otto, von Wapienica (Polen).
Zadmard, Hossein, von Teheran (Iran).

Als Ingenieur-Agronom,
mit Ausbildung in molkereitechnischer Richtung.

Dönz, Otto, von Urmein (Graubünden).

Als Naturwissenschafter.

Rinderknecht, Heinrich, von Zürich.

Zürich, den 11. Februar 1937.

PRO INFIRMIS.

In unsern Bergen gibt es Licht- und Schattenseiten. Wer kennt nicht die rauhen Nordhänge, wo im Winter der Wind harte Schneekristalle über die grau-weißen Flächen treibt, wo im Frühjahr Eis und Schneedecke lange liegen bleiben, das Leben erst spät sich regt und oft kümmerliche und knorrige Formen annimmt? Und wer liebte nicht den sonnigen Wintertag drüben auf der Südseite, und freute sich nicht der hier stets lebendigen, gefiederten und ungefiederten Natur, des frühen Blühens und ungehinderten Gedeihens?

Häufig vergleichen wir das menschliche Leben mit den Licht- und Schattenseiten. Wir denken in solchem Zusammenhang gewöhnlich zuerst an die ungleiche Verteilung materieller Güter, an Luxus und materielle Not. Diese ungleiche Aufteilung ist aber nicht die einzige Schattenseite des Lebens.

Es gibt einen Schatten, der die in ihm Lebenden noch schwerer drücken kann, als materielle Verkürzung dies tut. Wir meinen den Schatten, der sich auf die im Leben an Leib und Seele Zukurzgekommenen legt. Es gibt deren so viel und von so vielerlei Art und Gestalt unter klein und groß! Da sind solche, die ein Gebrechen des Leibes tragen: Krüppelhafte und Gelähmte; solche, deren körperliches Gebrechen unmittelbar auch einen Einschnitt im Seelischen nach sich zieht: Mindersinnige, wie Blinde und Taube, dann auch Sprachgebrechliche; endlich solche, deren Inneres selbst verändert und gebunden ist in mannigfaltiger und oft undurchschaubarer Art als Folge körperlich-seelischer Entwicklungshemmung und Abwegigkeit: Geistesschwache, Epileptische, Psychopathische, Schwererziehbare, um nur einige Formen zu nennen.

Solches menschliche Leiden und Gebrechen besonderer Art bedarf auch besonderer menschlicher Hilfe und Fürsorge, auf medizinischem, erzieherischem und sozialem Wege. In der Schweizerischen Vereinigung für Anormale (SVFA.) sind alle schweizerischen Hilfszweige zusammengeschlossen, die diesen auf der Schattenseite des Lebens Stehenden dienen. Sie veranstaltet jedes Frühjahr in der ganzen Schweiz einen Kartenverkauf — die Bilder stammen von verschiedenen, jetzt lebenden Künstlern — und gibt so denen, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen, Gelegenheit zur Mithilfe an dem Werke, welches das ganze Jahr hindurch von vorbeugenden und helfenden Beratungs- und Fürsorgestellen und in Pflege-, Erziehungs-, Ausbildungs- und Arbeitsheimen und -anstalten getan wird zu Gunsten derer, die im Schatten stehen. Helft mit! **Willi Meister**, cand. phil.

EINLADUNG ZUR 40. CHRISTLICHEN STUDENTENKONFERENZ IN AARAU 1937.

Kommilitonen! Es muß uns endlich wieder bewußt werden, daß Christus unser Herr und Erlöser ist und nicht etwas Gefühlsmäßiges und Abstraktes. Jetzt und ganz konkret will er unser Denken und Fühlen bestimmen. Sein Wort geht uns alle an.

Wir wollen in Aarau von der Wirklichkeit der Erlösung durch Christus, von der Realität seines Willens in der heutigen Krisenwelt hören und sprechen.

Die Tagung beginnt am 13. März, dauert 3 Tage und kostet Fr. 8.—. Programme und Anmeldezettel werden in der Universität verteilt.

Konrad Witzig, cand. med.

Die nächste Nummer erscheint am 22. April. Redaktionsschluß 1. April.

Zuschriften sind an den Redaktor des Zürcher Student: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

DISSERTATIONEN

drucken

innert kürzester

Frist und fachgemäß

MÜLLER, WERDER & CO.

Buchdruckerei / Zürich / Wolfbachstraße 19